

Auch Roboter können Kunst

Das Kunsthaus Baselland zeigt neue Werke von Piero Golia, Markus Amm und Itziar Okariz

Von Christoph Heim

Muttenz. Der Roboterarm, den der italienische Künstler Piero Golia in das Kunsthaus Baselland gestellt hat, zeichnet wilde Bewegungen in die Luft, wie wenn er uns imponieren möchte. Er richtet sich auf, nähert sich uns auf seinem Geleise, wirft sich in Pose und kommt einfach nicht, wie wir das von einem Computer eigentlich erwarten, zur Sache. Da stehen wohl ein Dutzend Farbtöpfe am Boden und der am Roboterarm befestigte Pinsel nähert sich mit umständlichen Bewegungen diesem Topf und ziert sich, verrenkt sich und kann sich scheinbar gar nicht entscheiden. Es ist, wie wenn er den kreativen Prozess eines Künstlers parodieren wollte. Dann endlich taucht er wie ein Vogel hinab in einen Farbtopf, kommt wieder hoch und findet auf dem Papier, das an der Wand befestigt ist, eine freie Stelle, an der er zügig einen Kreis malt. Der Metallarm nimmt danach Abstand, als ob er sich das Gemälde anschauen wollte, und holt sich abermals Farbe aus einem der Töpfe, um ein Dreieck oder wieder einen Kreis hinzuzumalen.

Piero Golia erzählt uns, als wir uns die technoide Performance anschauen, dass für ihn Kunst nicht zuletzt eine Unterhaltungsshow sei. Das künstlerische Tun habe oft etwas Theatrales, man denke nur an Pablo Picasso oder auch an Julian Schnabel, der sich gerne in Pose werfe und eine eigentliche Show strahle, wenn man ihn besuche. Ihm, Golia, gehe es darum, dieses kreative Theater auf die Schippe zu nehmen und die Besucher der Ausstellung zu unterhalten.

Einen Vorteil des Roboterzeitalters sähe er übrigens darin, dass man als Künstler sich gescheiterten Sachen zuwenden könne, als der Selbstdarstellung, die er gerne der sorgfältig programmierten Maschine überlasse. Auch wenn uns der Witz dieser Arbeit eigentlich ganz gut gefällt, ist der Gedanke natürlich nicht fern, dass auch die Besucher dereinst durch Roboter ersetzt werden könnten und dadurch Zeit gewinnen, um sich gescheiterten Dingen zuzuwenden.



Noch ist es nicht so weit, und wenn wir uns das so überlegen, so möchten wir die direkte Begegnung mit den Gemälden des in Genf lebenden deutschen Künstlers Markus Amm, die uns in ihren bunten Farben an den Wänden des Kunsthauses entgegenreten, auch gar nicht missen. Wie selbstbewusst hängen sie doch da, die Gemälde, fast wie Skulpturen wirken sie auf ihren Holzbrettern, auf denen eine Leinwand aufgespannt ist. Vollkommen abstrakt sind sie, den Realismus haben sie längst hinter sich gelassen, ja, sie wirken irgendwie so ganz und gar nicht von dieser Welt. Der Künstler lässt die Farb-values ganz sanft ineinander ver-

fließen, ohne allerdings Fließspuren zu hinterlassen. Es sind eher wolkige Geschiebe, die da entstehen, aber auch unerwartete Tiefen, die sich im Übergang der Farben auftun.

Unerhörte Dichte

Wer vor diesen kleinformigen Wunderwerken steht, will natürlich wissen, wie die gemacht sind. Laut Markus Amm entstehen seine farbgesättigten Leinwände in einem unendlich aufwendigen Verfahren, das gut und gerne drei Monate in Anspruch nimmt. Der Künstler trägt zuerst eine Grundierung aus Gips auf die Leinwände auf, die er dann abschleift, damit eine absolut

glatte Oberfläche entsteht. Auf diese Fläche trägt er dann mehrere Schichten von mit Terpentin stark verdünnter Ölfarbe auf, die er jeweils während zweier Wochen trocknen lässt, bis die nächste folgt. Am Schluss bleiben bei diesem Prozess, der keinerlei Fehler toleriert, da man nicht korrigieren kann, gewissermassen nur noch die Farbpigmente auf der Oberfläche, während die Flüssigkeit vollständig vom Malgrund aufgesogen oder verdunstet ist. Das ergibt eine unerhörte Dichte der Farben, ermöglicht aber auch jene wunderbar feinen Farbübergänge, die geradezu das Markenzeichen dieser Farbtafeln ist.



Fließend verfertigt. Piero Golia's Installation, «The Painter» (links). Oben ein Öbild von Markus Amm.

Foto: Serge Haverböhler, Lucian Oliva

Was nun aber die Arbeiten von Itziar Okariz betrifft, einer spanischen Performancekünstlerin, die ihre Ideen in New York auslebt, so wäre uns ein Roboter ganz lieb gewesen, der an unserer Stelle die Ausstellung besucht hätte. Denn der Idee dieser Künstlerin, auf der Brooklyn Bridge stehend Wasser zu lassen – nicht coram publico, aber doch vor laufender Kamera –, können wir wirklich nichts Erbauliches abgewinnen. Haben wir auch wenig Lust, gedanklich nachzuhängen. Sicher kann man diese körperliche Ausrerung als feministischen Akt auffassen, aber als Performance, die an verschiedenen Orten wiederholt wird und gewissermassen zum Aufführungsrepertoire dieser Dame gehört, ist das weibliche Pissen an öffentlichen Orten puncto Banalität kaum zu überbieten. Oder, um mit Piero Golia zu sprechen: Hätte die Künstlerin eine Roboterin die Performance machen lassen, dann hätte sie bestimmt Zeit gewonnen, etwas Gescheiteres zu tun.

Die drei Ausstellungen im Kunsthaus Baselland laufen bis zum 16. Juli.